

Elisabeth Stark

Kommentar zum Beitrag von Jörg Dünne

Meine Haltung zu Jörg Dünnes in acht Abschnitten thesenartig dargelegten Ausführungen zum Fach Romanistik an deutschsprachigen Universitäten aus Sicht der Romanischen Literaturwissenschaft ist fast durchweg eine affirmative: Vier zentrale Bekenntnisse kann ich nahezu vorbehaltlos unterschreiben. Divergenz sehe ich v. a. in den institutionellen Schlussfolgerungen, die wir aus geteilten Eindrücken und Diagnosen unseres Fachs ableiten.

Ich werde im Folgenden genauer zu den Punkten 1–6 und 8 Stellung nehmen, weil sie mir auch die Romanische Sprachwissenschaft zu betreffen scheinen; Punkt 7 liegt außerhalb meiner Kompetenz.

Tradition und Identifikation mit dieser Tradition, sicherlich v. a. über die individuelle Sozialisation im Studium, führen, wenig überraschend, aber nachhaltig, zu dem von Jörg Dünne zutreffend beschworenen „Wir-Gefühl“ vieler Romanist*innen (es ist möglicherweise kein Zufall, dass wir als Studierende, später Assistierende des gleichen Romanischen Seminars an der LMU München, es so stark teilen). Auch ich sehe mich in allererster Linie als Romanistin, und ich beobachte mit Freuden, dass dies bei meinem eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs anhält (Punkt 1).

Ebenso emphatisch teile ich die Forderung nach, aber auch die Freude an der prinzipiellen Mehrsprachigkeit der Romanistik, die uns bei aller Schwerpunktsetzung und Spezialisierung stetig dazu anhält, in mehr als einem Sprachraum, in mehr als einer Nationalliteratur zu forschen und zu lehren – wo dies auf Unverständnis oder gar institutionelle Widerstände stößt, sollten wir nicht müde werden, das Konzept einer sprachfamilienbezogenen und im Prinzip stets vergleichenden Forschung zu verteidigen (Punkte 2 und 8). Wir sind dadurch gleichzeitig sowohl einer allgemeinen im weitesten Sinne dieses Wortes Sprach- bzw. Literaturwissenschaft als auch einzelsprachlicher Forschung verpflichtet.

Drittens empfinde ich ebenfalls Optimismus, ja gelegentlich Stolz, wenn ich an die Romanische Sprachwissenschaft als (Unter-)Disziplin denke, kein „Death of a Discipline“, nirgends (Punkt 3). Vorausgesetzt natürlich, damit ist die Romanische Sprachwissenschaft gemeint und nicht die Romanistik als Fach.

Und viertens möchte ich Jörg Dünne zustimmen, wenn er den veränderten Stellenwert der Philologie als die „Sollbruchstelle“ ausmacht (Punkte 4–6), die dem auch von ihm konstatierten starken Auseinanderdriften von Sprach- und

Literaturwissenschaft, natürlich nicht nur in der Romanistik, zugrunde liegt. Es gibt aktuell wohl kaum mehr Forscher*innenpersönlichkeiten, die ein mittelalterliches Manuskript editieren, sprachstrukturell exakt beschreiben und literaturwissenschaftlich profund interpretieren können oder wollen. Genaue philologische Kenntnisse sind deshalb nicht obsolet (ich stimme ohne Einschränkung den Aussagen Jörg Dünnes in Punkt 6 zu, die man aus meiner Sicht genauso auf die Romanische Sprachwissenschaft übertragen kann), aber wie in allen Fächern hat die Spezialisierung auch in der Romanistik dazu geführt, dass mit einem solchen Manuskript heutzutage wohl eher ein Forschungsteam, flankiert von Expert*innen der digitalen Datenverarbeitung, befasst wäre – interdisziplinär romanistisch zusammengesetzt.

Wie angedeutet muss als Hauptdivergenz zwischen Jörg Dünnes und meinen Ausführungen die unterschiedliche Schärfe in der Forderung nach einer institutionellen Trennung von Romanischer Sprach- und Literaturwissenschaft identifiziert werden. Insbesondere der Ausdruck der „Zweck-WG“ im Titel von Jörg Dünnes Beitrag erstaunt angesichts der doch parallelen Feststellung von immer weniger Gemeinsamkeiten der beiden romanistischen Disziplinen. So schreibt Dünne in Punkt 3 von „Sollbruchstellen, die eine problemlose Identifikation mit der Romanistik in ihrer Gesamtheit erschweren oder gar unmöglich machen“, in Punkt 4 von seiner

wissenschaftliche[n] Tätigkeit, [die] im Bewusstsein einer gebrochenen Tradition stattfindet, die zwar aktuell noch in Studiengängen und Instituten bzw. Seminaren, aber zunehmend seltener in lebendigen Forschungszusammenhängen weiterlebt,

in seinem Fazit zur wahrscheinlichen baldigen Aufgabe des Philologiekonzepts in der Romanistik schließlich Folgendes:

Als pragmatisch aussichtsreicher und wissenschaftlich interessanter sehe ich selektive Übernahmen von Teilen dieser philologischen Tradition an – wobei die Literaturwissenschaft deutlich andere Selektionsoptionen haben dürfte als die Sprachwissenschaft.

Was also, so ist man versucht zu fragen, schreiben sich denn dann Romanische Sprach- und Literaturwissenschaft in der „Zweck-WG“ noch auf die aneinander gerichteten Notizzettel am Kühlschrank der gemeinsamen Küche? Sicher nicht eine Einkaufsliste für ein gemeinsames Abendessen – die Infrastrukturbedarfe der beiden Bereiche sind sehr unterschiedlich. Auch keinen gemeinsamen Putzplan, eher einen alternierenden – jeder macht es auf seine vom anderen ganz unterschiedene Art und meist in allein herrlicher Abgeschlossenheit. Und auch nicht mehr Einladungen zu gemeinsamen Festen: Die allermeisten großen wissenschaftlichen Veranstaltungen, Preisverleihungen und Drittmittelprojekte finden getrennt voneinander statt. Wenn der Zweck von Instituten als kleinster

Verwaltungseinheit an Universitäten unter der **Un**ileitung und der Fakultätsleitung in der Formierung schlagkräftiger Gruppierungen mit gemeinsamen finanziellen, strategischen und inhaltlichen Zielen sowie der Erzeugung von Synergieeffekten liegt (z. B. Lehrveranstaltungen, die alternierend abgehalten werden, weil Inhalte gleich sind), so sind Institute, die Literatur- und Sprachwissenschaft vereinen, prinzipiell schwächere Institute als disziplinär einheitliche.

Sehr lohnend für mich im Sinne eines gangbaren institutionellen Weges nach der Schaffung sprach- bzw. literaturwissenschaftlicher Institute, Fachbereiche oder Departments ist schließlich Dünnes Netzwerkgedanke, den er in seinem Fazit entwickelt. Nicht zusätzlich, sondern anstelle der derzeit an den meisten deutschsprachigen Universitäten „quer“ zu den philologischen Institutionen existierenden z. B. rein sprachwissenschaftlichen Studiengängen, Graduiertenschulen oder Kompetenzzentren könnten romanistische Inhalte nun „quer“ zu rein sprach- oder rein literaturwissenschaftlichen Instituten oder Studiengängen angelegt werden, sodass sie dann auch Nicht-Romanist*innen gewinnbringend erreichen können, mit denen wir unbedingt unseren „fröhlichen [...] Translationismus“ teilen sollten.

